

Gerd B. Achenbach

„In der Geschichte der Philosophie gilt ganz allgemein:  
Sage mir, wie du es mit Sokrates hältst,  
und ich sage dir, was du für eine Philosophie hast.“  
Odo Marquard

Worauf kommt es an? Was ist wahrhaft wichtig? Was ist letztlich entscheidend?  
Leitende Gesichtspunkte in der Philosophischen Praxis.

(Vortrag zur Eröffnung des 15. Internationalen Kongresses zur Philosophischen Praxis in Mexiko am 25. Juni 2018. Der Vortrag wird in englischer Übersetzung vorgetragen.)

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kollegen – und, ja, ich sehe hier so viele wohlbekannte Gesichter, daß ich wohl auch und sogar richtiger sagen darf: liebe Freunde.

Soviel zur Anrede. Jetzt aber frage ich mich: Was sollen wir von dieser 15. Internationalen Tagung zur Philosophischen Praxis halten, wie sollen wir dieses Meeting in mehr als 2.000 Meter Höhe über Normalnull nennen? Meint ihr nicht, es verdiene den Titel „Gipfeltreffen“?

Ich gestehe, mich beeindruckt diese – für europäische Verhältnisse – überdimensionale Stadt nicht zuletzt, weil in dieser eigentlich schwindelerregenden Höhe hier bei Euch *alle* Menschen leben – als wäre es die selbstverständlichste Selbstverständlichkeit der Welt, also nicht nur Philosophen alten Schlages, die sich gern eine Perspektive auf die Welt reservierten, als betrachteten sie die Dinge „von ganz oben“ – nicht selten leider auch: „von oben herab ...“. Nein, *alle* nehmen wir hier einen gewissermaßen „gehobenen Standpunkt“ ein, der glücklicherweise dadurch relativiert wird, daß Eure zwei Hausvulkane aus über 5.000 Meter Höhe selbst noch auf Mexiko und damit auf uns herabschauen. Das bewahrt hoffentlich vor dem Höhenschwindel oder schlichter: vor Anmaßung und Arroganz, den schlimmsten aller Philosophenkrankheiten.

Aber lassen wir Tal und Berg, die mir lediglich als Metaphern dienen sollten.

Wichtiger ist mir dies: Daß wir uns hier mittlerweile zum fünfzehnten Mal im Rahmen eines Internationalen Kongresses treffen, um von einander zu hören und zu lernen, vor allem aber um miteinander zu sprechen, das dürfen wir, denke ich, mit Dankbarkeit und Stolz quittieren. Es heißt nämlich: Die Philosophische Praxis hat sich inzwischen mit Erfolg als international verbindendes Gespräch etabliert. Und das wiederum heißt: *Was* die Philosophische Praxis *ist* und *was* sie zu *werden* vermag, was also „in ihr steckt“, das heißt als Möglichkeiten in ihr schlummert und nicht zuletzt auf solchen Tagungen geweckt werden soll, was ihre Bestimmung ist, welches Profil sie entwickelt, welche Gestalt sie findet, was sie als ihre Aufgaben erkennt, was sie als ihren Auftrag versteht, was – im höchsten und reinsten Sinne – ihre „Sendung“ ist – das alles steht nicht irgendwo geschrieben, sondern dazu findet sie erst im Gespräch, im Gespräch jener miteinander, die allemal das Interesse an der Philosophischen Praxis verbindet; mithin im Gespräch unter uns. Darum bin ich dankbar für diese Veranstaltung.

Und, meine lieben Freunde und geschätzten Kollegen, ich denke, dies ist der rechte Augenblick, daran zu erinnern: An diesem Gespräch, das die Philosophische Praxis auch ist, haben sich etliche beteiligt, maßgeblich sogar, die jetzt, hier in Mexiko, gewiß wieder dabei wären, hier mitten unter uns, an die wir aber nun nur noch denken können, die wir in unserer Erinnerung bewahren und sie mit

unserem Andenken ehren. Gestattet mir das Bild, die Toten als die Bausteine zu würdigen, aus denen unser Haus errichtet ist. Und die ersten und frühen waren mehr noch, sie waren wie Grundsteine, auf die wir bauten. Zwei Namen möchte ich nennen – zwei für viele –, Jess Fleming, der seinen unvergeßlich grandiosen Auftritt u. a. bei uns in Bergisch Gladbach, im Rahmen des 4. Kolloquiums hatte (1998), und meine Freundin Slomith Schuster, die bis zuletzt von ganzem Herzen und mit ganzer Seele für die Philosophische Praxis im Einsatz engagiert war. Ihnen und manchen anderen, die wir inzwischen unter uns vermissen, möchte ich an dieser Stelle *coram publico* danken.

Ich hoffe übrigens, die folgenden Überlegungen, die ich wagen möchte, hätten ihre Zustimmung gefunden. Denn hätte ich *ihr* Plazet, machte mir *eure* Kritik keine sonderlichen Sorgen ... Ich meine es ernst, denn der Grundsatz lautet: Nicht die Toten müssen vor uns, wir müssen vor ihnen bestehen. Dies jedenfalls war die längste Zeit unangetastete, gültige Devise, ja: der Grund und Boden aller soliden Tradition. Und nehmt es nicht leicht damit – ich weiß warum ich das sage. Es gilt nämlich auch, wenn eines Tages ich mich nicht mehr mündlich zu Wort melden kann ... Dann dürft ihr euch daran einmal erinnern ...

Zugleich aber war jene Traditions-Gründungs-Formel, wie ich sie einmal nenne, eine, die mit bestimmte, *worauf es ankommt*. Nämlich darauf, mit einer Sache dem Gedanken und ersten Impuls gerecht zu werden, dem sich diese Sache verdankt. Das ist die bleibende Bedeutung von Ursprüngen, griechisch der *arché*.

Doch soviel nur als Übergang oder Überleitung zu meinem Thema, das aus drei einander verwandten Fragen besteht sowie aus der Versicherung, aus diesen drei Fragen ließen sich leitende Gesichtspunkte für die Philosophische Praxis ableiten. Die drei Fragen lauten:

What matters? What is important in truth? What is crucial in the end?  
Leading principles in philosophical practice.

Da mir die Formulierung der drei Fragen so außerordentlich wichtig ist, erlaube ich mir, sie hier im deutschen Original-Wortlaut zu wiederholen – für die unter euch, denen die deutsche, immerhin philosophiegesättigte Sprache geläufig ist:

Worauf kommt es an? Was ist wahrhaft wichtig? Was ist letztlich entscheidend?

Nun, ich wage eine erste These: Ich behaupte, diese Fragen geben uns nicht nur eine Leitlinie in unserer Praxis an die Hand, sondern: sie sind in Wahrheit *die eigentlichen Fragen* der Philosophie, zumindest der philosophischen Tradition. Und das ist es, was sie für die Philosophische Praxis qualifiziert, wodurch sich aber zugleich unsere Praxis als *philosophische* Unternehmung legitimiert.

Laßt mich das erläutern.

Wenn wir nach unserem philosophischen Urahn gefragt werden – wen nennen wir? Zweifellos werden die meisten von uns auf Sokrates zeigen. Und wir tun recht daran, so wie schon Cicero Sokrates den „Vater aller Philosophie“ genannt hat und das schöne Wort von ihm prägte, er sei es gewesen, der „die Philosophie vom Himmel heruntergeholt und sie in den Städten angesiedelt“ habe, ja, „sogar in die Häuser“ habe er sie „eingeführt“ und die Menschen „gezwungen, nach dem Leben, den Sitten und dem Guten und Bösen zu fragen“.

Bemerkt ihr, wie hier Cicero im Blick auf Sokrates bereits eine wesentliche Entscheidung trifft beziehungsweise sagt, worauf es ankommt? Nämlich nicht darauf, „die Dinge am Himmel zu erforschen“, sondern sich für das zu interessieren, was hier unten, in der Polis, für die Menschen von Belang ist.

Aber jetzt kommt's, und das ist entscheidend: Sokrates, der Protophilosoph, läßt sich nicht etwa auf die Themen und Sorgen ein, die seine lieben Mitmenschen nun mal so hatten, wenn sie dahinlebten in den Zerstreungen ihres Alltagslebens.

Nein, er ist vielmehr überzeugt, sie lebten in aller Regel wie Somnambule und machten vielerlei Umstände um Dinge, die den Aufwand nicht wert sind, sie setzten gewissermaßen das ewig gleiche Stück in Szene, das Shakespeare „Much Ado About Nothing“ betitelte und fragten sich mithin gerade *nicht*, worauf es ankommt, statt dessen hätten sie lauter Nebensächlichkeiten und Krimskrams um die Ohren, anstatt sich um das zu kümmern, was wirklich Gewicht hat. Darum sagt Cicero, Sokrates habe die Menschen „gezwungen“, sich Fragen zu stellen, mit denen sie im Grunde nichts zu tun haben wollten. Er stieß sie also auf Gedanken, die sie gerade *nicht* hatten oder die sie sogar *vermieden*, denen sie vorsichtshalber *auswichen*, die sie gern *umgingen*.

Was folgt daraus?

Es folgt daraus: Von Anfang an war Philosophie *unbequem*, manche empfinden sie sogar als *lästig* und andere als *Störung* ihrer liebgewordenen Lebensroutine. Philosophie, mit andern Worten, betreibt Sabotage. Und ich setze sogleich hinzu: Eine Philosophie, die dies nicht mehr täte und nicht störte, wäre es nicht wert, beachtet zu werden.

Der deutsche Philosoph Robert Spaemann – Wegbegleiter der Philosophischen Praxis von Anfang an – steht ganz in dieser sokratischen Tradition, wenn er bündig erklärt, Sache der Philosophie sei es nicht, „die Lösungen leichter, sondern die Aufgaben schwerer zu machen“. Und das, obwohl die meisten Menschen es lieber hätten, wenn ihnen Schwierigkeiten abgenommen und Schweres leicht gemacht würde ... Was Spaemann so gut weiß, wie es Sokrates wußte, und ich weiß es auch.

Was nun diesen grundsätzlichen Zug der Philosophie betrifft – sagen wir so: ihre Art, die Menschen respektvoll zu überfordern, statt ihnen zu Willen zu sein und sich von ihnen in Dienst nehmen zu lassen –, so wäre es mir ein Vergnügen, einen Zeugen nach dem anderen für diese Haltung auftreten zu lassen. Doch das verbietet sich der knappen Zeit wegen. Also beschränke ich mich darauf, einen einzigen weiteren Kronzeugen anzuführen, einen Südamerikaner erfreulicherweise – seit geraumer Zeit ein Geheimtip unter Intellektuellen in Deutschland nebenbei bemerkt –, den kürzlich verstorbenen Kolumbianer Nicolás Gómez Dávila. Dieser grandiose Einzelgänger hat ganz im Sinne der Philosophischen Praxis erklärt:

*Die kranke Seele gesundet nicht, indem sie an ihren armseligen Konflikte herumlaboriert, sondern indem sie sich in edle Konflikte stürzt.*

Darum geht's: Darum, Menschen auf den Weg zu bringen, daß sie sich überhaupt diese Frage stellen, worauf es eigentlich und letztlich ankommt. Denn: Sofern wir sie *verführen* konnten, sich allen Ernstes diese Fragen zu stellen, beginnen sie schon, sich aus einem banalen, bedeutungslosen, oftmals belanglos-fahrigem Leben, aus ihrem alltäglichen Dahin- und Durchwurschteln, zu befreien. Nochmals: Zunächst ist noch nicht einmal die wichtigste Frage, *wie* Menschen die Frage nach dem, worauf es ankommt, beantworten, sondern sehr viel ist schon damit gewonnen, *daß sie sich diese Frage überhaupt stellen*. Indem wir uns nämlich fragen, was wirklich wichtig ist, bekommt unser Leben Gewicht – oder mit Dávila: stürzen wir es in „edlere Konflikte“. Das eine ist, das wir dies oder jenes „wollen“ – ein anderes ist, daß wir uns fragen: *Was wir wirklich, wirklich wollen*. Dann „wollen“ wir nicht nur, sondern machen wir unser Wollen zum Thema – d.h.: unser Denken steht nicht länger im Dienst unserer Wünsche, sondern unser Wollen und Wünschen hat vor unserem Denken – besser: unserem Nachdenken – zu bestehen. Was nicht selten auf eine Kritik des uns in aller Regel so liebgewordenen Wunschprinzips hinausläuft.

Nun ist aber folgendes wichtig – und ich komme damit zurück zu unserem frühen philosophischen Meister, zu Sokrates also. Es ist nämlich nichts damit getan, *andere* dazu zu bringen, das Verhör im Sinne jener Fragen mit sich zu veranstalten. Vielmehr kommt alles darauf an, daß zuerst einmal *uns selbst* die Bedeutung dieser Fragen aufgegangen ist und wir *unser eigenes Leben* im Licht dieser Fragen führen. Und dies aus einem sehr gewichtigen Grund, der uns wiederum im Blick auf jenen Griechen bewußt werden kann.

Doch um das zu erläutern, bin ich genötigt, ein wenig auszuholen ... Das will ich tun.

Stellen wir zunächst einmal folgendes fest: Sokrates, der bekanntlich anderen mit dem Bekenntnis seines Nichtwissens lästig wurde und ihnen schließlich, nach zumeist beschwerlicher Prozedur, das Eingeständnis abnötigte, auch mit ihrem Wissen sei es nicht so weit her, wie sie zunächst meinten, Sokrates, dessen Ironie darin bestand, sich zu stellen, als sei er der Belehrung bedürftig ..., dieser selbe Sokrates hat im entscheidenden Moment, nämlich vor Gericht in seiner Verteidigungsrede durchaus gewußt, was wirklich wichtig ist, worauf es letztlich ankommt, und was schließlich in die Waagschalen fällt. Und dies wußte er sogar ohne alles Wanken und Zweifeln, er wußte es so unerschütterlich und so unirrätierbar, wie man nur etwas wissen kann. Und was ist das? Das, was er am Ende die Athener bittet, ihm zu Gefallen nach seinem Tode an seinen Söhnen zu exerzieren. Nämlich dasselbe, was er seinerseits mit den Athenern, die er auf der Agora an den Wickel bekam, getan hat.

Erinnert ihr euch, was er sich ganz zuletzt von den Männern, die ihn zum Tode verurteilen, erbittet?

*An meinen Söhnen, wenn sie erwachsen sind, nehmt eure Rache, ihr Männer, und quält sie ebenso wie ich euch gequält habe, wenn euch dünkt, daß sie sich um Reichtum oder um sonst irgend etwas eher bemühen als um die Tugend; und wenn sie sich dünken, etwas zu sein, sind aber nichts: so verweist es ihnen wie ich euch, daß sie nicht sorgen wofür sie sollten, und sich einbilden etwas zu sein, da sie doch nichts wert sind.*

Aber nicht nur das! Tatsächlich „weiß“ Sokrates in seiner Verteidigungsrede vor den Athenern sehr vieles und er weiß es unwankend, er weiß es, wie man sagt: „felsfest“, und das Entscheidende: Er weiß es nicht etwa, weil er es auf seine nur zu bekannte Art und Weise *argumentativ* oder *dialektisch* ermittelt hätte, sondern es ist schlicht und einfach seine „Überzeugung“, (lógo), die sich ihm „beim Überlegen als die beste herausgestellt“ habe. So habe er es immer gehalten, sagt er. Und was sind solche „Überzeugungen“? Wahrlich die grundsätzlichen Dinge – wie ...

Nun, nehmen wir die Frage, die er sich, rhetorisch aufbereitet, selber stellt: Soll man den Tod fürchten? Und? Was antwortet er? Er wisse zwar nicht viel von dieser anderen Welt, dem Hades, doch eines wisse er sehrwohl:

*Unrecht zu tun und einem Besseren nicht zu gehorchen, sei es ein Gott oder sei es ein Mensch: daß das schlecht und schändlich ist, weiß ich. (47/29a-c)*

Oder: Wenn man ihn frage, ob er sich nicht schäme, „einer Beschäftigung nachzugehen, die [ihn] das Leben kosten“ könne (43/ 27e-28a), dann antworte er:

*Du sprichst nicht wohl, Mensch, wenn du meinst, es dürfe niemand die Gefahr um Leben und Tod in Betracht ziehen, der auch nur einigermaßen etwas wert ist – statt allein darauf zu blicken, ob er, sooft er etwas tut, recht oder unrecht daran tut und ob er wie ein anständiger Mann handelt oder wie ein Lump. (43/ 28b– leicht korrigiert)*

Ergo? Sokrates *weiß*, was richtig, was vorbildlich ist.

Er „weiß“ übrigens auch Dinge, die wir heute mehrheitlich wahrscheinlich anders sehen und entschieden anders beurteilen würden als er. Da gilt: Andere Zeiten, andere Sitten. Gleichwohl sollten wir uns das Vergnügen gönnen, ihn anzuhören. Er „weiß“ etwa ...

*„daß Archill recht daran tat, den Tod seines Freundes Patroklos an Hektor zu rächen“, denn schmachvoll sei es, „als ein Feigling zu leben und seine Freunde nicht zu rächen“ ... (42)*

Und er weiß – ich zitiere mit indirektem Zitat –:

*Auf dem Posten, auf den man gestellt worden sei, gelte es auszuhalten, denn Tod und Gefahr sind nichts im Vergleich zur „Schande“.*

Ich will es aber bei jenem *einen* Satz belassen, von dem ein deutscher Philosoph, Franz Vonessen, gesagt hat, es sei *der* Satz des Sokrates. Welcher ist das?

Es ist der Satz, mit dem Sokrates seinen Athener Richtern erklärt: Wenn sie ihn, Sokrates, töteten, schadeten sie nicht ihm, sondern sich selbst. Wörtlich heißt es in der Apologie:

*„Mir wird Meletos so wenig gefährlich werden wie Anytos; steht das doch gar nicht in seiner Macht; denn es verträgt sich, dünkt' ich, nicht mit der göttlichen Weltordnung, daß der bessere Mensch von dem schlechteren Leid erfahre.“*

Ja, und diese Haltung – und um eine Haltung geht es! – erläutert Sokrates wenige Zeilen später so:

*„Natürlich kann [Melitos] mich töten oder in die Verbannung schicken, oder er kann mir die bürgerlichen Ehren nehmen. Doch diese Dinge hält vielleicht er selber oder sonstwer für große Übel, ich hingegen halte sie nicht dafür, sondern viel eher das, was er jetzt tut: daß er es unternimmt, jemanden ungerechterweise ums Leben zu bringen.“ (51/53)*

Ihr bemerkt, liebe Freude, welche tiefe, zugleich alles überbietende Überzeugung dahinter steht, die Gewißheit, die Sokrates im Dialog Gorgias schließlich als seine Conclusio und Gewißheit formuliert:

*„daß man sich [nämlich] mehr hüten müsse vor dem Unrechtun als vor dem Unrechtleiden und daß ein Mann vor allem anderen danach trachten müsse, nicht gut zu scheinen, sondern gut zu sein.“ (S. 165/13. Kapitel)*

Und nun, liebe Kollegen: Wollen wir zugestehen, daß dies wahrhaft *grundsätzliche Überzeugungen* sind, tragende Grundsätze, Maximen gewissermaßen, in denen mit wünschenswertester Deutlichkeit ausgesprochen ist, worauf es Sokrates ankam, was ihm allein und letztlich wichtig war, oder: was für ihn in letzter Instanz galt und den Ausschlag gab? Es sind Überzeugungen, die man nicht irgendwie „hat“ so wie man einen Hut hat oder eben nicht; oder Geld; oder eine Ansicht, und wenn nicht diese, so eben eine andere ... – sondern: eine solche Einschätzung – nochmals hier im Falle des Sokrates: Schlimmer sei Unrecht zu tun als Unrecht zu erleiden –, eine solche Einschätzung taucht die gesamte Sicht der Welt und der menschlichen Dinge und der eigenen Stellung darin in ein anderes, geklärtes Licht. Da „klärt sich“ im genauen Wortsinn etwas „auf“ und wird hell, wo hingegen die übliche Maxime: Hauptsache sei, man selber komme glimpflich davon – die Welt in ein diffuses Zwielflicht taucht.

Soviel zur These, nicht so wichtig sei, was Sokrates den Menschen sagte, sondern wichtig sei, wer er selbst gewesen ist. Und dies wiederum habe ich angeführt zur Erläuterung der anderen These: Es sei zweitrangig, was ihr den Menschen, die zu euch kommen, sagt; entscheidend sei vielmehr: Was ihr euch selbst habt „gesagt sein lassen“.

Doch nun lautet die nächste Frage: Wie kommt Sokrates dazu, so zu denken? Wenn er sagt, er *wisse*, daß dies so ist, frage ich jetzt: Woher *weiß* er dies? Hat er Gründe dafür? Haben ihn Argumente zu dieser Einsicht gebracht? Die Antwort lautet: Nein, nein, nein!

Sondern: Er *steht* dafür. *Er selbst* steht dafür ein. Die Grundlage dieser philosophischen Sätze ist der lebende Philosoph, ist Sokrates selbst. Es ist *sein* Bekenntnis, sein entschiedenes Credo, nach dieser Devise gelebt zu haben und nach ihr bis zuletzt leben zu wollen, es ist *sein* Bekenntnis, diese Haltung für *die einzig würdige* zu erachten.

Liebe Kollegen und Freunde, vergessen wir nicht: *Das* war es, was die Schüler des Sokrates – und *was* für Schüler, die unterschiedlichsten waren darunter ...! – bewegt und überzeugt hat! Nicht seine so oft haarsträubende Argumentiererei, sein Hin- und Herdiskutieren, was man dann „Dialektik“ nannte, und schon gar nicht seine angeblichen „Beweise“, die er sich provisorisch für diesen und jenen Schluß zusammengebastelt hat – das alles fällt in seinem Falle unter die Rubrik „*Ironie*“. Doch ich frage euch und wähle ein Beispiel: Haben irgend jemanden von euch seine Argumente für die Unsterblichkeit der Seele überzeugt – und seither sagt und bekennt ihr also: Ja, so ist es – und ihr wäret Gläubige der Unsterblichkeit geworden? Ich glaube kaum ...

Was anderes ist es allerdings, wenn der Athener seinen Leuten mit ein paar dialektischen Kniffen ihre vermeintlichen Sicherheiten durcheinander bringt und als Resultat hängt dann alles gewissermaßen in der Luft als Produkt der Skepsis. So geht es aus, wenn er vor Gericht erklärt, den Tod zu fürchten hieße „nichts anderes, als sich für weise zu halten, ohne daß man es ist“, denn es bedeute ja, „daß man zu wissen glaubt, was man gar nicht weiß“. Niemand aber wisse, „ob nicht der Tod für den Menschen die größte aller Wohltaten ist, und doch fürchten ihn die Leute, als ob sie genau wüßten, daß er das größte aller Übel ist.“

Ja, wie ihr wißt geht es oft so zu bei diesem Kauz und Satyr, wie Alkibiades ihn nannte – aber das alles ist nur rhetorisches Brimborium und Ironie. Ernst hingegen – und das ist seinen Schülern nicht entgangen! –, wirklich ernst ist es Sokrates damit, vor seinen Anklägern, die er im Unrecht sieht, nicht sich zu erniedrigen, indem er sie etwa anfleht und um sein Leben bittet.

Auf diesen Unterschied kommt es mir an und daß wir hier nichts verwechseln! Alles dialektische Erörtern des Todes fällt nicht ins Gewicht im Verhältnis dazu, daß Sokrates selbst offenbar anderes mehr gefürchtet hat als den Tod. *Das* zählt, seine Unerschrockenheit vor dem Tribunal, das ihn zu Tode verurteilt, seine Ruhe und Gelassenheit, mit der er seinen Anklägern erklärt, sie schädigten sich selbst mehr als ihn, denn *sie* seien es, die Unrecht auf sich laden, und das sei das Schlimmste. Das allerdings hat die Schüler des Sokrates überzeugt, hat sie überwältigt und nicht zur Ruhe kommen lassen und schließlich zur Philosophie verführt. Denn sie dachten: Jemand, der imstande ist, in so grauenvoller Lage so ruhig und in sich selbst gelassen zu bleiben, dem muß die Philosophie eine Stärke und lebendig-belebende Sicherheit erworben haben, die sie nun ebenfalls für sich suchten. Das, liebe Kollegen, war *die praktische Wirkung* des frühen Philosophiepraktikers auf der Agora. Und das auch war seine Lektion, die sie begriffen haben. Übrigens: Im Unterschied zu den meisten der später akademisch auf ihren Stuhl gesetzten Philosophen; die haben's nämlich bisher nicht begriffen, weshalb ich es jetzt für nötig halte, mit meinem Vortrag für diese Einsicht zu werben.

Allerdings ist vielen Philosophen später immerhin die Nähe unseres Sokrates zu jenem anderen aufgegangen, den sie als vermeintlichen „König der Juden“ haben hinrichten lassen. Dessen ungeheures Wort, der HERR möge seinen Peinigern und Spöttern, die ihn ausgeliefert haben, vergeben, denn sie wüßten nicht, was sie tun – dieses andere Wort steht der Haltung des Sokrates denn auch wirklich brüderlich zur Seite.

Und da ich ihn nun schon einmal genannt und damit ins Spiel gebracht habe: Jener Sohn der Maria und des Zimmermanns ist auch sonst in vielfältiger Weise ein geistiger Zwilling jener frühen Philosophen, deren Ziel und Streben es war, weise zu werden. Und zwar gerade in Hinsicht auf unsere uns jetzt beschäftigende Frage, worauf es ankommt und was wahrhaft wichtig ist. Denn ist

nicht dessen berühmtes Gleichnis von dem reichen Kornbauern, das er seinen Jüngern erzählt zur Erläuterung der Mahnung, auch wenn jemand „im Überfluß“ habe, bestehe sein Leben nicht in seinem Besitz, eine bemerkenswerte Parallele zu den Überzeugungen des Atheners und seiner späteren Schüler? Ich meine selbstverständlich das Gleichnis von dem reichen Bauern, dessen Land ihm viel eingetragen hatte, und nun dachte er bei sich selbst und sprach: Was soll ich tun? Ich habe nichts, wohin ich meine Früchte sammle. Und sprach: Das will ich tun: Ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen und will darin sammeln all mein Korn und meine Güter und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat für viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink und sei guten Muts! Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr! Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern. Und wem wird dann gehören, was du bereitet hast? So geht es dem, der sich Schätze sammelt und ist nicht reich bei Gott.“

Ist schon deutlich, worauf ich hinaus will?

Was ist denn, wenn andere – die, die nun umgekehrt dem Sokrates ein Ärgernis und Dorn im Auge waren –, was ist, wenn diese entschieden anders der Ansicht sind, es sei wohl doch besser, nicht zu leiden und schlimmstenfalls werde man schon hinzunehmen wissen, wenn es eben ändern an den Kragen geht? Die volkstümliche Fassung dazu lautet: Jeder ist sich selbst der Nächste. Oder wenn sie meinen, „natürlich“ komme es zuerst einmal darauf an, Erfolg zu haben und viel Geld und Macht und Ansehen, eine gute Reputation, und wenn es das Schicksal ganz gut meine, komme noch etwas Glanz und Glamour dazu? Glaubt ihr im Ernst, es sei eine Sache unwidersprechlicher Argumente, Menschen, die so optieren, von ihrer Überzeugung abzubringen?

Dasselbe jetzt im Blick auf das Gleichnis des Herrn: Brächte wohl jemand mit guten Argumenten einen Menschen davon ab zu meinen, nein, auf diesen sogenannten „Reichtum bei Gott“ verzichte er gern, solange er hier gute Tage habe und sein Vermögen solide und mit anständiger Gewinnaussicht angelegt sei? Überhaupt – sagt dieser Faust im Taschenformat –, überhaupt halte er nichts davon, hier auf Erden Abstriche zu machen in der vagen Hoffnung auf einen himmlischen Ausgleich im Dermalinst. Dazu hat er dann die Überzeugung der Ideologiekritik zur Hand, mit diesem Trick hätten die Priester lange genug die armen Seelen betrogen usw.

Ich sage euch: Da verlegt euch nur aufs Argumentieren ...! Am Ende, wenn ihr nichts ausgerichtet habt, werdet ihr einsehen müssen: Es kommt auf anderes an. Darauf nämlich, wie *ihr selbst* zu diesen Fragen steht. Und da hilft es auch nichts, schlaue oder weise Sätze aus dem Fundus der Philosophie heran zu zitieren und damit Eindruck schinden zu wollen – mit großartigem Bild hat dies Schopenhauer auf den Punkt gebracht:

*„Andere nähren kann man nicht mit unverdauten Abgängen, sondern nur mit der Milch, die aus dem eigenen Blute sich abgesondert hat.“*

Ich erläutere das an einem Beispiel. Nehmen wir an, ein Mensch kommt zu uns, von der Sucht nach „Erfolg“ zerfressen, einer, der immer alles allein recht machen wollen, um ihre Anerkennung einzuheimsen, der sich als Kamel durch jedes Nadelöhr geschlängelt hat – aber nicht, um sich den Himmel zu erwerben, sondern um sich den Posten zu ergattern, auf den er’s abgesehen hatte; ein Mensch, der niemals zu dem Mut gefunden hat, Rückgrat zu zeigen und sich damit als Charakter ändern zuzumuten, der nicht gelernt hat, aufrecht zu stehen, der gar nicht wüßte, was es heißt, zum gegebenen Wort zu stehen, der Verlässlichkeit für eine alte Floskel hält und Aufrichtigkeit eine reichlich altbackene Ideologie, der vielmehr immer nur versuchte, durchzukommen, auf irgendeine Weise mitzumachen, mit dabeizusein, dabeizubleiben, nicht ausgebootet, nicht abgehängt zu werden ... – nehmen wir an, ein solcher Mensch – ihr wißt, wie höchst wahrscheinlich diese Typus Mensch heute ist ... –, ein solcher Mensch kommt zu uns in unsere Praxis, inzwischen abgekämpft und ausgelaugt, erschöpft, verbrannt, enttäuscht, aber nach wie vor bewundert er, die es „geschafft“ haben – wie er sich ausdrückt –, die oben „angekommen“ sind, die Menschen des Erfolgs, die wenigen im

Rampenlicht, die Vielgefragten, die Beneideten, die Glücklichen, wie er sie nennt.

Nun? Was werdet ihr tun, was ihm sagen?

Ich denke, soviel ist sicher: Aus dieser Falle, in die er sich verrannt hat, zieht niemand ihn heraus, der seinerseits in seinen Lebensbelangen überall nach Erfolg und nach Bestätigung schielt, oder der seinerseits beispielsweise fürchtet, sein Gast könne ihm auf und davon gehen oder er könne ihm gram sein. Nein, wen dieser Mensch im idealen Falle finden müßte, wäre jemand, der jene Versuchungen, denen unser Gast erlegen ist, wohl seinerseits auch kennt, ihnen aber nachdenklich und ausdrücklich entkommen ist, der sich also selbst daraus befreit hat und nun liegt's hinter ihm wie eine Kinderkrankheit, die man einmal durchgemacht haben muß, um für den Rest seines Lebens dagegen immun zu sein.

Was also statt dessen?

Nun, vielleicht würde ich einen kleinen Angriff wagen, der unseren Gast auf die Probe stellt und erkundet, ob er Humor besitzt – also ob er sich verführen läßt, über sich selbst wenn nicht zu lachen, so doch zumindest ein wenig zu schmunzeln, was immerhin ein Anfang wäre ... Ich würde ihm zu diesem Zweck – wenn ich denn die Hoffnung haben dürfte, es sei imstande, sich ausnahmsweise einmal über selbst sich zu amüsieren – ein Gedicht vortragen, ein philosophisch höchst lehrreiches Gedicht *nota bene*. Kriert hat's Robert Gernhardt, sein Titel lautet: „Immer“. Da es zugleich unterhaltsam ist, möchte ich es euch nicht vorenthalten ...:

Einer immer behender als du

Du kriechst  
Er geht  
Du gehst  
Er läuft  
Du läufst  
Er fliegt:

Einer immer noch behender.

Immer einer begabter als du

Du liest  
Er lernt  
Du lernst  
Er forscht  
Du forschst  
Er findet:

Einer immer noch begabter.

Immer einer berühmter als du

Du stehst in der Zeitung  
Er steht im Lexikon  
Du stehst im Lexikon  
Er steht in den Annalen  
Du stehst in den Annalen  
Er steht auf dem Sockel:

Einer immer noch berühmter.

Immer einer betuchter als du

Du wirst besprochen  
Er wird gelesen  
Du wirst gelesen  
Er wird verschlungen  
Du wirst geschätzt  
Er wird gekauft:

Einer immer noch betuchter.

Immer einer beliebter als du

Du wirst gelobt  
Er wird geliebt  
Du wirst geehrt  
Er wird verehrt  
Dir liegt man zu Füßen  
Ihn trägt man auf Händen:

Einer immer noch beliebter.

Immer einer besser als du

Du kränkelst  
Er liegt danieder  
Du stirbst  
Er verscheidet  
Du bist gerichtet  
Er ist gerettet:

Einer immer noch besser

Immer  
Immer  
Immer.



Soweit das Gedicht. Doch jetzt der Zusatz, der fällig ist: Es kommt alles darauf, daß ich selbst tatsächlich diese Belehrung, die das Gedicht erteilt, als Lektion für mich bereits gelernt habe und daß unser ausgedachter Gast das an mir überzeugend bemerken und erleben kann.

Denn – das möchte ich gewissermaßen als die *Conclusio* des bisher Gesagten zusammenfassen:

Wer zu uns in die Philosophische Praxis kommt, sucht keine philosophische Belehrung, sehr wohl allerdings einen philosophisch nachdenklich gewordenen Menschen, im Sinne Kierkegaards ließe sich – mit freilich ungebräuchlicher Vokabel – sagen: einen philosophisch auferbauten Menschen.<sup>1</sup>

Ich weiß, liebe Kollegen, damit habe ich bisher nicht viel gesagt, wohl aber, so meine Überzeugung, etwas, worauf es ankommt und was für uns in der Praxis wichtig ist. Ich will es noch einmal so erläutern:

Wie ihr wißt, ist in der Therapie-Forschung immer wieder festgestellt worden, daß es – was die Wirkungen der Therapien angeht – nicht so sehr auf die Art der therapeutischen Theorie ankommt, nach der gearbeitet wird, sondern auf den Therapeuten, und das heißt: welcher Mensch er ist. Was dann aber zur näheren Erläuterung angeführt wird, paßt ganz und gar und folgerichtig ins Milieu der Psychotherapien: Da wird dann von „Empathie“ und Einfühlungsvermögen gesprochen, von freundlicher Verständnisbereitschaft usw. Wir kennen diese immer wiederholte Litanei, die keinen Inhalt hat ...

Dennoch: In einer – und einer nicht unwesentlichen Hinsicht – werden wir im Blick auf die Philosophische Praxis dasselbe sagen: Also nicht so sehr darauf kommt es an, welche Philosophien im Hintergrund des philosophischen Praktikers ihre Rolle spielen, sondern auf den Philosophen selbst, den der Gast in der Praxis antrifft. Und das heißt: Die leitende Frage im Sinne der Philosophischen Praxis ist nicht mehr, „Was ist Philosophie?“, sondern die Frage lautet jetzt: „Wer ist Philosoph?“ Philosoph in der Praxis aber bin ich nicht als „Vertreter“ irgendeiner Philosophie, als der „Sprecher“ einer philosophischen Richtung oder Schule, sondern die Bekanntschaft mit der Philosophie und den Philosophen, die uns zum Vorbild und Ansporn wurden, muß in uns gewissermaßen „Fleisch geworden“ sein. *Der Philosoph*, den der Gast *der Philosophischen Praxis* anzutreffen hofft, *ist die Philosophie als Institution in einem Fall: ihre „Inkarnation“* mit theologisch vorgedachter und hierhergehöriger Begrifflichkeit.

Liebe Kollegen, liebe Freunde. Ich möchte zum Schluß – gewissermaßen als Ausdruck des Respekts vor diesem „Gipfeltreffen“ in Mexikanischen Höhen – etwas tun, was ich bisher eigentlich immer strikt vermieden haben. Etliche von euch wissen, daß ich schon den Begriff „Methode“ peinlichst vermeide, etwa so, wie ihn auch Paul Feyerabend mied.

Doch einmal möchte ich mir untreu werden und zumindest einige Worte dazu sagen, „wie“ wir unseren Gast dahin bringen, ihn vielleicht verleiten, ihn womöglich „verführen“, sich Fragen auszusetzen, die ihm zunächst einmal, wie er meint, „fremd“ sind.

Ich gehe zu diesem Zweck aus von einem Gedanken, den ich kürzlich bei Georg Picht, einem Schüler Heideggers, (in einem Vortrag aus dem Jahre 1971) fand. Er ist sehr schlicht und lautet:

*Gebildet ist ein Mensch, wenn er das versteht, was er selber sagt.*

---

<sup>1</sup> Kommentar: „Die erbaulichen Reden“ Kierkegaards heißen in der englischen Fassung: „Upbuilding Discourses“, entsprechend habe ich in der englischsprachigen Fassung vom Philosophen als einem „upbuilding philosopher“ gesprochen.

Nun – verstehen wir, was dieser Satz sagt ...? In ihm ist die tiefe Einsicht zum Ausdruck gebracht, daß allem, was wir sagen oder auch denken, was uns „bewußt“ ist, eine unendliche Tiefe und Fülle von Unbewußtem zu Grunde liegt, von „Nicht-mit-Gedachtem“, von Unverstandenen. Man könnte von unbewußtem Geist, von verkanntem Logos sprechen, oder auch von unbegriffenem Begriff. Ahnt ihr, was ich meine? Ein jedes Wort, das wir sprechen, jeder Begriff hat seine Geschichte, seine Implikationen, trägt eine Fülle von Gedanken, in denen er zu seiner Form und Fassung fand, mit sich. Jedes Urteil, das einer abgibt, wurde in langer, vielleicht bis in Vorzeiten hinein zurückzuverfolgender Geschichte erst möglich gemacht – und anderes, was nur als Allerweltsgerede daher kommt, weil es eben *en vogue* oder *à la mode* ist, selbst solches Geschwätz *verstünden* wir erst, wenn wir *begriffen*, wie es zur Konjunktur dieser Redensart hat kommen können, vielleicht sogar hat kommen müssen, was sie möglich oder populär machte.

Ich scheue mich nicht, ein ganz triviales Beispiel anzuführen: Wer hätte schon „verstanden“, wie er dazu kam, etwas „cool“ zu nennen, *wenn* er denn so redet – unter deutschen Jugendlichen ist diese Wendung außerordentlich populär und nahezu in aller Munde ... Und? Trauen wir uns zu, über diese Gewohnheit so aufzuklären, daß unserem Gegenüber gewissermaßen das „Weltbild“ aufgeht, dem diese Redensart zugehört und das es vertritt? Und daß diese bestimmte Weltsicht zugleich die Urteile prägt, die entscheiden, worauf es ankommt, was wahrhaft wichtig ist und letztlich entscheidet? Das zu leisten aber *ist* der Beitrag der Philosophischen Praxis, Aufklärung in einem emphatischen Sinn. Nun hoffe ich, mit diesen wenigen Andeutungen ein wenig verständlicher gemacht zu haben, was Picht mit seinem außerordentlich klugen Satz meinte, gebildet sei nur der, der verstehe, was er sagt. Denn es ist wahr: In jeden ausgesprochenen Satz sind unendlich viele Sätze, Gedanken, Urteile, Einschätzungen, Ansichten usw. eingegangen, die in aller Regel darin ruhen wie ungeborgene Schätze. Die Aufgabe des philosophischen Praktikers ist es, sie zu heben und zu bergen.

Ein erhabenes, höchst anspruchsvolles Ziel ist damit der Philosophischen Praxis gesetzt, eines, worin das sokratische Erbe sowohl aufgenommen als auch zugleich modifiziert ist. Ich fasse es einmal so zusammen:

Es gilt, die Menschen dahin zu bringen, daß sie verstehen, was sie sagen. Das aber beginnt damit, daß sie zu begreifen beginnen, welcher Geist sich „hinter (oder: in) ihren Sätzen“ zu erkennen gibt, sich für sie jedoch zunächst darin verbarg. Gelingt es uns, diesen Geist zutage zu fördern und ihn nun dem Urteil unseres Gastes auszusetzen, sieht er dem ins Auge, was für ihn entschied, worauf es ankommt, was wahrhaft wichtig ist und was entscheidend. Jetzt mag die Revision beginnen. Und wir? Werden ihn dabei begleiten und ihn darin – nach der Maßgabe dessen, was uns für uns zum Maßstab wurde – unterstützen. Nicht selten gehört Mut dazu, der Mut, der eigenen Überzeugung zu trauen.

Doch glaubt mir: Die Mutlosen erreichen nichts – und den Gast, der sich an sie wendet, erreichen sie schon gar nicht.

Zuletzt: Sofern ihr den Eindruck habt, mich nicht oder, schlimmer noch, mißverstanden zu haben, so hoffe ich, es wird einzig an meinem miserablen Englisch gelegen haben. Für diesen Falle bitte ich euch: „Excuse me“. Für den andern Fall aber bedanke ich mich bei euch für eure Aufmerksamkeit.